

Martin Warnke

Das Seufzen der Olimpia

»Im Zeitalter digitaler Medien ist das vertraute Schema der Opposition von Mensch und Maschine brüchig, der vormals garantierte Wesensunterschied zwischen ihnen hinfällig geworden.«

Georg Christoph Tholen: »Platzverweis«, in: Norbert Bolz/Friedrich A. Kittler/Georg Christoph Tholen (Hg.), *Computer als Medium*, München 1994, S. 111-135, hier S. 111.

Eiskalt war Olimpias Hand, er fühlte sich durchbebt von grausigem Todesfrost, er starrte Olimpia ins Auge, das strahlte ihm voll Liebe und Sehnsucht entgegen und in dem Augenblick war es auch, als fingen an in der kalten Hand Pulse zu schlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanaels Innerm glühte höher auf die Liebeslust, er umschlang die schöne Olimpia und durchflog mit ihr die Reihen.¹

Diese Textstelle aus dem »Sandmann« belegt zunächst eines: Maschinen können tanzen, auch wenn sie eigentlich tot sind. Sie tanzen sogar unübertroffen taktvoll:

Er glaubte sonst recht taktmäßig getanzt zu haben, aber an der ganz eigenen rhythmischen Festigkeit, womit Olimpia tanzte und die ihn oft ordentlich aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie sehr ihm der Takt gemangelt.²

Aber, bei aller Bemühung um den rechten Takt, einmal nachgefragt, können sie auch atmen? Das wäre schon ein wenig unheimlich, etwas

1 Ernst Theodor Amadeus Hoffmann: *Der Sandmann*, Frankfurt/Main 1986, S. 47. Original: 1816.

2 Ebd.

so, wie wenn jemand zum ersten Mal sieht, wie die Kontrollampe seines Laptops des Nachts langsam anschwillt und abebbt, als atmete er ruhig und gleichmäßig, um den sogenannten »Ruhezustand« anzuzeigen.

Schon auf der nächsten Seite seiner Erzählung klärt Nathanael alias Ernst Theodor Amadeus Hoffman für sich die Frage nach dem Atem, und zwar positiv:

Er saß neben Olimpia, ihre Hand in der seinigen und sprach hochentflammt und begeistert von seiner Liebe in Worten, die keiner verstand, weder er, noch Olimpia. Doch diese vielleicht; denn sie sah ihm unverrückt ins Auge und seufzte einmal übers andere: ›Ach – Ach – Ach!‹ – worauf denn Nathanael also sprach: ›du herrliche, himmlische Frau! – du Strahl aus dem verheißenen Jenseits der Liebe – du tiefes Gemüt, in dem sich mein ganzes Sein spiegelt‹ und noch mehr dergleichen, aber Olimpia seufzte bloß immer wieder: ›Ach, Ach!‹³

Hier wird romantisch, ausgiebig und sehr bedeutsam geatmet, genauer: geseufzt, was der Etymologie-Duden mit einem geräuschvollen Schlürfen des Atems gleichsetzt. »Ach, Ach!« seufzt die Maschine und ein schöneres Schlürfen des Atems ist überhaupt nicht vorstellbar. Nathanael ist unsterblich verliebt, er stellt fest, dass Olimpia für ihn das Liebesideal schlechthin darstellt, endlich eine Frau so ganz nach seinen Vorstellungen, wie von einem vor- und fürsorglichen Mechanikus oder Optikus ganz speziell für ihn gemacht:

Aber auch noch nie hatte er eine solche herrliche ZuhörerIn gehabt. Sie stickte und strickte nicht, sie sah nicht durchs Fenster, sie fütterte keinen Vogel, sie spielte mit keinem Schoßhündchen, mit keiner Lieblingkatze, sie drehte keine Papierschnitzchen, oder sonst etwas in der Hand, sie durfte kein Gähnen durch einen leisen erzwungenen Husten bezwingen – kurz! – stundenlang sah sie mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge, ohne sich zu rücken und zu bewegen und immer glühender, immer lebendiger wurde dieser Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küßte, sagte sie: ›Ach, Ach!‹ – dann aber: ›Gute Nacht, mein Lieber!‹ – ›du herrliches, du tiefes Gemüt‹, rief Nathanael auf seiner Stube: ›nur von dir, von dir allein werd ich ganz verstanden.‹⁴

3 Ebd.

4 Ebd.

Nun wissen wir ja, dass diese Love-Story nicht im Happy End, sondern in Wahnsinn und Selbstmord endet: Nathanael stürzt sich am Ende mit gellendem Schrei vom Turm und landet mit zerschmettertem Schädel auf dem Pflaster.

Hätte es zu Hoffmanns Zeiten schon die Gilde der Psychoanalytiker gegeben, sie hätten ihn der *talking-cure* unterzogen, hätten die Zwangneurose diagnostiziert, wie Freud in seinem Aufsatz Über das Unheimliche: »Olimpia ist sozusagen ein von Nathaniel losgelöster Komplex, der ihm als Person entgegentritt; die Beherrschung durch diesen Komplex findet in der unsinnig zwanghaften Liebe zur Olimpia ihren Ausdruck. Wir haben das Recht, diese Liebe eine narzißtische zu heißen.«⁵ Eine narzißtische Liebe zur so schön atmenden Maschine. Eine unmögliche Liebe, die die Analyse als Rest eines kindlichen Animismus bezeichnen muß.

Die Belebung des Unbelebten – etwa der Maschinen – als magisches Denken, wird von Freud als infantiler Animismus gekennzeichnet:

Es scheint, daß wir alle in unserer individuellen Entwicklung eine diesem Animismus der Primitiven entsprechende Phase durchgemacht haben, daß sie bei keinem von uns abgelaufen ist, ohne noch äußerungsfähige Reste und Spuren zu hinterlassen [...].⁶

Wir haben es bei unserem Thema also mit einem Phantasma zu tun, dem der Beseelung, der Unterstellung von Odem, von Atem, bei toter Materie, bei den Maschinen.

Dieser Topos wird in Kunst und Literatur bearbeitet, und tritt im Motiv des Golem oder Dr. Frankenstein zu Tage. Es erscheint bei E.T.A. Hoffmann, bei Stephan v. Huene und seiner Maschine, die die Schwittersche Ursonate spricht, bei Nicolaus Anatol Baginsky und seiner Skulptur⁷ zu Ehren der Elisabeth Gardner, die wie eine eiserne Lunge keucht und uns dabei maschinell zu erkennen versucht.

Im eingangs zitierten »vertraute[n] Schema der Opposition zwischen Mensch und Maschine« können »atmende« Maschinen nur als Ausgeburt einer kranken Psyche gedacht werden, die den fundamenta-

5 Sigmund Freud: Das Unheimliche, Gesammelte Werke. Zwölfter Band. Werke aus den Jahren 1917-1920, Frankfurt/Main 1972, S. 229-268.

6 S. Freud: Das Unheimliche, S. 253f.

7 »The ELIZABETH GARDNER Robot Project«, Nicolas Anatol Baginsky, Installation, Hamburger Kunsthalle. <http://www.provi.de/~nab/>

len Unterschied zwischen den Polen dieser Opposition schlicht erkennt, oder als anthropomorphisierende Hybris von Ingenieuren, die keinen Unterschied zwischen Gehirn und Schaltkreis machen will. Dafür gibt es zwei Orte: Das Tollhaus, in das Leute wie Nathanael besser gesteckt werden, bevor sie von Türmen springen, und das KI-Labor, in dem seit Anbeginn der Informatik versucht wird, den Maschinen künstliche Intelligenz einzuhauchen.

Ich will, um eine zusätzliche Unterscheidung einzuführen, das Thema weiter fassen und nach der Struktur der Versuche fragen, sich selbst reproduzierende - quasi lebende - Systeme auf nicht-biologischem Wege zu erzeugen. Der Vorschlag ist also, das Phänomen des Stoffwechsels, etwa das Atmen, durch das der *Autopoiesis* zu ersetzen. Niklas Luhmann formuliert das so:

Es geht nicht um Anpassung, es geht nicht um Stoffwechsel, es geht um einen eigenartigen Zwang zur Autonomie, der sich daraus ergibt, daß das System in jeder, also in noch so günstiger Umwelt schlicht aufhören würde zu existieren, wenn es die momenthaften Elemente, aus denen es besteht, nicht mit Anschlussfähigkeit, also mit Sinn, ausstatten und so reproduzieren würde.⁸

Man kann sich erinnert fühlen an die wissenschaftshistorische Verschiebung des Ortes der Selbstbewegung: was bei René Descartes die Zirbeldrüse war, nennen Humberto Maturana, Francisco Varela⁹ und die Systemtheorie Niklas Luhmanns *Autopoiesis*. Eine *Restsumme*, die nichts erklärt, aber das faszinierend-rätselhafte Phänomen benennt und identifiziert: die »biochemischen Einmalerfindung der Autopoiesis des Lebens«¹⁰, hier jedoch ohne Biochemie, in *Maschinen*. Allerdings: der »Begriff der Autopoiesis hat, für sich genommen, geringen Erklärungswert«¹¹, doch der »geringe Erklärungswert dieses Begriffs steht im umgekehrten Verhältnis zum revolutionierenden Effekt des Konzepts.«¹² Insbesondere erlaubt er uns, Unterscheidungen zu treffen,

8 Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/Main 1994, S. 28. Original: 1984.

9 Humberto R. Maturana/Francisco J. Varela: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens, Bern/München 1987.

10 H. R. Maturana/F. J. Varela: Der Baum der Erkenntnis.

11 Niklas Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/Main 1999, S. 86. Original: 1997.

12 N. Luhmann: Die Kunst der Gesellschaft, S. 87.

nämlich zwischen Systemen, die Autopoiesis machen und *Sinn* erzeugen können und solchen, die es eben nicht tun.

Können wir also beispielsweise davon reden, unsere avanciertesten Maschinen, die weltweit vernetzten Computer, seien zu Autopoiesis in der Lage? Ist das Internet etwa ein zur Selbstgestaltung und -erschaffung fähiges System?

Ist es denn so, dass wir unsere Computersysteme nicht mehr direkt programmieren können, bleibt uns, wie bei Kontrollversuchen an autopoietischen Systemen nur die Handlungsoption, Bedingungen für Möglichkeiten zu schaffen, und sind wir dann zum Zusehen und Abwarten verurteilt, ob manches dann auch so kommt, wie wir es intendieren? Müssen wir üben, was Luhmann bei selbstreferentiell Systemaufbau für zwangsläufig hält, nämlich »Verzicht auf Möglichkeiten der uniliteralen Kontrolle«¹³?

Der Eindruck, die Maschinen machten sich nach und nach selbständig, und sie hätten so etwas wie Autonomie, ist natürlich nicht von der Hand zu weisen. Niemand könnte mehr behaupten, etwa das Internet noch zu beherrschen, wie man ein Werkzeug beherrscht. Unbeherrschbarkeit ist ja geradezu ein notwendiges Charakteristikum selbstorganisierender Systeme. Aber ist auch ein hinreichendes?

Nein, das ist es nicht.

Wir sind technik-historisch in der vertrackten Situation, seit Alan Turing Baumeister der komplexesten Maschinen der Menschheit zu sein, uns damit einen schmerzlichen partiellen Kontrollverlust eingehandelt zu haben, ohne deswegen schon göttergleich eine neue autonome und selbstreproduzierende Spezies erschaffen zu haben. Zwar sind diese Maschinen dazu in der Lage, das, was einst der exklusive Stolz des Menschen war – Logik und Logos – als Hard- und Software zu materialisieren und damit Informationsverarbeitung zuzulassen, auch lässt sich Sensorium in Gestalt von Videokameras und Mikrofonen auf ihre Schaltkreise propfen, die Menschen haben ihr Prothesen gebaut, künstliche Arme, die unsere Autos automatisch aufbauen, aber noch immer können unsere Maschinen sich nicht selbst bauen. Auch sind sie nicht dazu in der Lage, äußere Störungen so zu verarbeiten, dass sie für ihren Systemaufbau produktiv gewendet werden: Sie gehen bei hinreichend heftiger Störung noch immer – kaputt.

13 Niklas Luhmann: Soziale Systeme, S. 63.

Das Phantasma, uns selbst nachschöpfen zu können, hatte sich in den Prognosen der Artificial Intelligence niedergeschlagen. Sie lauteten im Jahr 1957¹⁴:

1. In spätestens zehn Jahren wird ein Computer Schachweltmeister, sofern ihn die Regeln nicht von der Teilnahme ausschließen.
2. In spätestens zehn Jahren wird ein Computer ein neues, bedeutendes mathematisches Theorem entdecken und beweisen.
3. In spätestens zehn Jahren werden die meisten Theorien der Psychologie die Form von Computerprogrammen oder von äquivalenten Aussagen über die Merkmale von Computerprogrammen haben.

Nichts davon war haltbar. 1967, zum prognostizierten spätesten Zeitpunkt schon gar nicht. Es ist zerschellt und zerborsten auf dem harten Boden der Tatsachen. Allein auf dem Feld des Schachspiels, schon seit Mälzels Schachtürken Gegenstand technischer Kunststücke, konnten die Maschinen in Gestalt von Deep Blue Terrain gewinnen, wenngleich jedoch nicht, wie prognostiziert, den Weltmeistertitel erringen:

1996 spielte Kasparov sein erstes Match gegen den IBM-Rechner in Philadelphia, USA. Den auf sechs Partien angesetzten Wettkampf konnte er mit 4 zu 2 für sich entscheiden. Zur Revanche gegen Deep Blue kam es im Mai 1997. Der Rechner konnte mit seinen zweiunddreissig speziell konstruierten Prozessoren zweihundert Millionen Varianten pro Sekunde durchspielen. Kasparov unterlag in der letzten Partie bei einem Endstand von 3,5 zu 2,5 Punkten. Aber dieser Sieg der Maschine zeigt uns, wo ihre Stärken liegen: im gleichsam Mechanischen, dem taktfesten syntaktischen Durchprozessieren kombinatorischer Symbol-Komplexitäten. Das allerdings können sie sehr gut, und mit Verstehen hat es herzlich wenig zu tun. Dennoch treffen wir hiermit auf ein Phänomen, das uns in unserem Verhältnis zur Maschine noch zu beschäftigen hat.

Den Menschen geht dies auf doppelte Weise an: Die Kränkung, daß die Ordnung des Symbolischen nicht ihm zukommt als sein Eigenes, sondern auf ihn zukommt wie eine Wette mit offenem Ausgang, steigert sich, wenn das Symbolische das Reale an eine Syntax bindet, die als funk-

14 Hubert L. Dreyfus: Die Grenzen künstlicher Intelligenz. Was Computer nicht können, Königstein: Athäneum Verlag 1985, S. 32.

tionale Zeichen- und Maschinenwelt – bedeutungslos und automatisierbar – eine binäre Ordnung jenseits des Menschen aufrichtet.¹⁵

Nathanael irrte also seinerzeit in guter Gesellschaft, als er ausrief: »O du herrliches, du tiefes Gemüt, (...) nur von dir, von dir allein werd ich ganz verstanden.« Es war dieselbe Projektion wie die des Maschinenverstehens in der KI. Ein heftiges Verlangen, sich in seiner Schöpfung selbstverliebt zu erblicken, wie einst der schöne Narziß in der spiegelnden Oberfläche des Weihers, in dem er dann, selbstversunken, ertrank.

Bei dem alljährlich stattfindenden »Restricted Turing Test«¹⁶, der sich von Alan Turings Intelligenz-Nachweis¹⁷ um ein kleines, aber feines Detail unterscheidet, täuschen sich auch immer wieder Menschen über die Maschinenhaftigkeit ihrer Gegenüber, und zwar dann, wenn Letztere, wie Olimpia, eine gute Figur machen, gänzlich an der Oberfläche bleiben und es vermeiden, überhaupt den Versuch zu unternehmen, auf ihre Gesprächspartner einzugehen. Die perfekte Menschenhaftigkeit läßt sich bei der Mimesis eines Autisten¹⁸ technisch ins Werk setzen, auch Spezialisten können einen Software-Rain-Man nicht von seinem menschlichen Vorbild unterscheiden. Es wird ›Ach!‹ gesagt oder zusammenhanglos geschwätzt, so bleibt es bei der perfekten, aber sinnlosen Projektionsfläche für perfekte Liebhaberinnen oder eloquente Plaudertaschen. Oder mit Luhmann: »Sinnlosigkeit ist ein Spezialphänomen, es ist überhaupt nur im Bereich der Zeichen möglich und besteht in einer Verwirrung von Zeichen.«¹⁹ Und Zeichen prozessieren können unsere Maschinen von heute, so gut wie Olimpia tanzten oder ›Ach!‹ seufzen konnte. An der Sinnlosigkeit ihrer Redebeiträge sind die Chatterbots, die Favoriten des Restricted Turing Tests, so sicher zu erkennen wie Olimpia an ihrer übermenschlichen Taktfestigkeit.

Maschinen sind alle erbaut, ihre Etymologie deutet auf ihre Rolle als Hilfsmittel hin, ihre Erbauer wollten sie stets an- und abschalten können, und sie wären nicht verfügbar für ihre Konstrukteure, wären sie nicht gemacht und damit der Autopoiese unfähig. Und nebenbei gesagt:

15 Georg Christoph Tholen: »Digitale Differenz«, in: M. Warnke/W. Coy/G. C. Tholen (Hg.), *HyperKult*, Basel: Stroemfeld 1997, S. 99-116.

16 <http://www.loebner.net/Prizef/loebner-prize.html>

17 Alan Mathison Turing: »Computing Machinery and Intelligence«, in: *Mind* 59.236 (1950), S. 433-460. <http://www.loebner.net/Prizef/TuringArticle.html>

18 Martin Warnke: »Das Medium in Turings Maschine«, in: Ders./W. Coy/G. C. Tholen (Hg.), *HyperKult*, S. 69-82.

19 Niklas Luhmann, *Soziale Systeme*, S. 96.

sie gäben auch keine so guten Junggesellen-Gesellinnen ab, so verfügbar, so leicht ruhig zu stellen, so dienend. Und wie sollte demgegenüber Selbstorganisation auch in Gang kommen als schon immer von selbst? Um die Atem-Analogie noch ein wenig zu bemühen: Ein Organismus, der nur immer künstlich beatmet wurde, hatte nie eine Chance, eine eigene Atmung zu entwickeln. Er müsste ersticken, schaltete man seine Eiserne Lunge aus. Selbst dort, wo Menschen diesen Prozess auch nur modifizieren wollen, etwa beim Klonen von Organismen, muss aufgrund des äusseren Eingriffs mit häufigem Misslingen gerechnet werden.

Woher aber kommt nun dennoch der berechtigte Eindruck des Unbeherrschbaren, der Unverfügbarkeit, jedenfalls bei dem neuesten Typus von Maschine, den Computern, und zwar *trotz* fehlender Auto-poiesis?

Es ist die Tatsache, dass Computer eben gerade weder Organersatz und schlichte Ausweitung des Körpers noch Werkzeuge sind. Sie sind nicht nur erfunden und werden auch nicht lediglich intendierten Zwecken unterworfen. Sie büßen ihre Wirkung ausserhalb ihres unmittelbaren Verwendungszwecks nicht ein, sondern sie verändern die symbolische Struktur der Welt. Sie sind die ersten Maschinen, die mit dem Menschen den Besitz von Sprache, den Umgang mit Zeichen teilen²⁰, es markiert ihr Erscheinen eine epochale Zäsur²¹, nach der es neben den mit Bewusstsein begabten Menschen und dem Rest der Welt noch etwas Drittes gibt, das materiell ganz der Kategorie des Realen angehört. Es ist eine unbelebte Maschine aus Kupfer, Silikon und Plastik, die aber dennoch, wie der Mensch, auch im Reich des Symbolischen zu operieren in Stande ist.²² Nathanaels Maschinenbau-technisch arg verfrühtes

20 Martin Heidegger etwa schrieb: »Den technischen Prozess der Rückkopplung, der durch den Reglerkreis gekennzeichnet ist, leistet eine Maschine ebenso gut - wenn nicht technisch überlegener - als das Meldesystem der menschlichen Sprache. Darum ist der letzte Schritt, wenn nicht gar der erste, aller technischen Theorien der Sprache zu erklären, »daß die Sprache nicht eine ausschließlich dem Menschen vorbehaltene Eigenschaft ist, sondern eine, die er bis zu einem gewissen Grade mit den von ihm entwickelten Maschinen teilt.« Martin Heidegger: Überlieferte Sprache und technische Sprache, St. Gallen: Erker 1989, S. 26, hier Norbert Wiener (Mensch und Menschmaschine, Berlin: Ullstein Verlag 1952, S. 78) zitierend.

21 Siehe hierzu Georg Christoph Tholen: Platzverweis und Georg Christoph Tholen: »Digitale Differenz«, in M. Warnke/W. Coy/G. C. Tholen (Hg.), HyperKult, S. 99-116.

22 Jaques Lacan: »Psychoanalyse und Kybernetik oder von der Natur der Sprache«, in Ders.: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse, Olten und Freiburg im Breisgau: Walter-Verlag 1980, S. 373-390.

Phantasma besteht ja gerade darin, Olimpia zu unterstellen, sein Gestammele »in Worten, die keiner verstand«, zu verstehen, wenn er sein »nur von dir, von dir allein werd ich ganz verstanden« ausruft.

Nur, dass seit der Romantik die Technik einige Fortschritte gemacht hat und ebensolche *Automate*²³ durch die »*Dazwischenkunft* der Informationen«²⁴ und der sie verarbeitenden Maschinen mittlerweile aus dem Reich der Utopie ins Reale *und* Symbolische geholt hat. Wenngleich damit aber auch jede Hoffnung auf Verstehen zwischen Mensch und Maschine aufgegeben werden muss.

Denn die Arbeitsweise von Computern kann mathematisch gesprochen im Rekursionsschema zusammengefasst werden – Turing-Maschinen und so genannte »primitiv rekursive Funktionen« sind dasselbe.²⁵ Was ihnen jedoch abgeht, das ist die semantische Dimension der Semiose, die sie beim Prozessieren der Zeichen ins Werk setzen: Es fehlt die Sinn-Produktion, es kann auf der Ebene der Zeichen sehr leicht Sinn-Losigkeit obwalten, jeder ›Absturz‹ belegt das. Diese *Automate* operieren zwar rekursiv und damit selbstreferenziell, aber eben gerade nicht autopoietisch und damit Sinn produzierend. Soweit eine Charakterisierung, die keine Ontologie betreibt und fröhlich mit *Restsummen* hantiert, die aber auf einen Unterschied hinweist, der einen großen Unterschied macht: es hat die Einmalerfindung der Autopoiese bei den Maschinen schlicht nicht stattgefunden, anders als beim Leben.

Was bleibt als einzige Hoffnung, ist also die Selbsterschaffung künstlichen Lebens, und zwar von Anfang an.

Dies ist das Projekt des *Artificial Life*. Hans-Joachim Metzger schreibt dazu: »Dem bisherigen Anwarter auf den Titel eines hybriden Projekts, dem der künstlichen Intelligenz, hat das Projekt der Erzeugung künstlichen Lebens voraus, auf Evolution zu setzen.«²⁶ Künstliches Leben kann sich nur in einer künstlichen Ursuppe selbst erzeugen, bei der AL (Artificial Life) ist diese Ursuppe das Betriebssystem eines

23 So jedenfalls Nathanaels Schimpfwort für seine rationale Clara auf Seite 37: »Du lebloses, verdammtes Automat!«

24 Georg Christoph Tholen: Platzverweis, S. 112.

25 Robin Gandy: »The Confluence of Ideas in 1936«, in Rolf Herken (Hg.), *The Universal Turing Machine. A Half Century Survey*, Wien, New York 1994, S. 51-102.

26 Hans -Joachim Metzger: »Genesis in Silico«, in: M. Warnke/W. Coy und G. C. Tholen (Hg.), *HyperKult*, S. 463.

Spezialrechners, den Auszuschalten, gelänge das Projekt, so etwas wie ein Genozid durch Auslöschung des Milieus wäre.

Und wäre dann das künstliche Leben erschaffen, würde uns sein Hauch entzücken? Könnten wir uns dann wirklich verstanden fühlen von ihm, nicht nur als Phantasma wie einstmals Nathanael von seiner Olimpia?

Es wäre dann wirklich *alien, totaliter aliter*, es müsste ganz eigen sein. Es besteht der begründete Verdacht, dass wir uns wechselseitig als Leben überhaupt nicht erkennen würden, weil jeder so ganz eigen und anders wäre.

Vielleicht lebt es ja schon neben uns, nur wir erkannten – »Ach!« – seinen Atem nicht.

online erschienen unter <http://www.uni-lueneburg.de/uni/index.php?id=2663>